



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Scheibert, W.: Was können wir von Japan lernen?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schließlich bleibt die Befürchtung, daß der Arbeiter beim Fallen der Kurse auch einmal Verluste erleiden könnte. Aber sorgen wir dafür, daß wir in Zukunft nie mehr Anleihen auf den Markt bringen, als darauf zu normalen Preisen untergebracht werden können, so ist die Gefahr eine ganz geringfügige. Sollten einmal infolge eines Krieges unsre Anleihen einen vorübergehenden Kurssturz erfahren, nun so hegen wir alle die Zuversicht, daß das mächtige Deutsche Reich die schweren Zeiten auch übersteht wird. Je besser wir aber in Friedenszeiten für unsre Finanzen gesorgt haben werden, um so weniger werden unsre öffentlichen Anleihen durch die Kriegswirren in Mitleidenschaft gezogen werden.



Was können wir von Japan lernen?

Von Hauptmann W. Scheibert



em Kriege zwischen Rußland und Japan haben alle modernen Armeen die größte Aufmerksamkeit geschenkt, die fähigsten Offiziere wurden entsandt und haben mit der größten Aufmerksamkeit Soldaten und Kriegführung beobachtet und geschildert. Es boten sich Studien unter ganz neuen Verhältnissen: ein vom gewohnten gänzlich verschiedner Kriegsschauplatz, dessen Gelände nach Materie, Form, Bebauung und Bevölkerung völlig vom bisher üblichen abwich; ein Klima mit unerhört springendem Temperaturwechsel, dazu das eine Heer mit der Basis angewiesen auf einen schmalen eben vollendeten Schienenstrang, der Wochenreisen lang durch die Steppen und über den zugefrorenen Baikalsee führte, das andre Heer lediglich auf seine noch unerprobte Flotte. Alles dieses waren Sachen, die den Reiz des völlig Neuen boten. Aber nichts hat in dem Feldzuge den Kriegshistoriker so interessieren können als die hervorragende Tüchtigkeit des japanischen Soldaten. Nur er hat den Feldzug für Japan gewonnen. Nicht die japanische Taktik, wenn sie sich auch gewandt den örtlichen Verhältnissen anpaßte, denn in den größern Verhältnissen hat sie auch grobe Fehler zu verzeichnen; nicht die Strategie, denn sie erhebt sich nirgends über das Mittelmäßige und zeigt nirgends auch nur einen Anflug von Kühnheit oder Genialität. Lediglich der japanische Soldat ist es, dessen Leistung sowohl in geistiger wie auch in körperlicher, vor allem aber in moralischer Beziehung imponiert. Das Jünglein der Siegeswage stand oft lange in der Schwebe, und nur die todesverachtende Aufopferung, die der japanische Soldat beim entscheidenden Augenblick in die Wagschale zu werfen vermochte, ließ diese zu Japans Gunsten niedersinken.

Ist es nun die Erziehung und die Ausbildung des japanischen Offiziers, die solche Früchte trug, oder sind andre Ursachen vorhanden, die zu diesen

glänzenden Erfolgen beigetragen haben? Wohl kann es das deutsche Heer mit Stolz erfüllen, daß unsre Schule, in der die japanische Armee erzogen ist, dort einen vollen Sieg errang. Aber es war nicht die deutsche Schulung im Heere allein, die es siegreich machte, sondern der vaterlandsliebende, kriegerische, jugendfrohe, kampfeslustige Geist, der Japans ganzes Volk beseelt und in seinem Heer den treffendsten Ausdruck findet. Und wie Japan von uns seinen rein militärischen Heeresdrill gelernt hat, so können wir von ihm lernen, wie man ein ganzes Volk mit echt kriegerischem Geiste erfüllt, den jede Nation haben muß, will sie nicht rettungslos dem Verfall entgegengehn.

Es ist das eine große Gegengabe, die uns Japan als Dank für unsre deutsche Heereschule bringt, zugleich eine ernste Aufgabe für unser Heer, noch mehr aber für unser Volk. Denn das Heer und seine Ausbildungsmittel allein sind nicht dem ungeheuern Werk gewachsen, Vaterlandsliebe, Freude an körperlicher Leistung, an Betätigung von Mut, an straffer Selbstzucht anzuerziehen, die Vorfrucht zu säen für eine zeitgemäße militärische Ausbildung für das heutige Gefecht, in dem nicht mehr die Masse allein, sondern ebenso die kriegerische Qualität des Einzelkämpfers den Ausschlag gibt, wie uns wieder aufs deutlichste der mandschurische Feldzug gezeigt hat.

Die Schützenlinie ist die Trägerin des Kampfes, des Sieges, und wird es immer mehr bleiben, da die vervollkommeneten Waffen nur noch den Einzelkämpfer dulden. In ihr reicht aber die Einwirkung des Führers, ob das ein Gefreiter, Unteroffizier, Leutnant oder kommandierender General ist, nicht viel über die nächste Schützengruppe hinaus. Spärlich sind in den modernen Heeren die Chargen, zumal die des aktiven Dienststandes, gefät, an deren Vorbild der Kämpfer seinen sinkenden Mut stählen kann. Bald müssen im Gefecht auch sie verschwinden, und zwar um so schneller, je schlapper die Truppe ist, je mehr sich die Führer deswegen dem Feuer aussetzen müssen, um ihren Einfluß zu wahren. An ihre Stelle müssen dann beherzte Männer treten: Japan hatte sie sich zu erziehen gewußt; und auch wir brauchen solche. Denn gerade dieser führerlose Schützenschwarm ist oft zerrissen bis zur gänzlichen Zusammenhanglosigkeit; er bleibt dennoch Hauptträger des heutigen schlichtenentscheidenden Feuerkampfes; der Schützenlinie können nur dünn und schon vom Gefecht stark angebrauchte Reserven zugeführt werden, und auch diesen hat das Überschreiten der allen Kriegserfahrungen nach am stärksten mit Feuer gedeckten Zone hinter den feuernden Schützen bis in diese hinein schon den besten Teil ihrer Kampfkraft geraubt und sie meist schon in Splitter zerlegt.

Japan hat uns gezeigt, wie die Erziehung des Soldaten, aufgebaut auf die Erziehung des ganzen Volks, diese Schwierigkeiten des modernen Infanteriekampfes zu meistern vermag, indem es eben jeden Mann des Volkes zum Einzelkämpfer erzieht. Und zwar einmal zu einem körperlich gewandten, kräftigen, geistesgegenwärtigen, wohldisziplinierten Soldaten, andererseits zu einem seelisch opfermutigen und todesverachtenden Kämpfer, getragen von einer glühenden

Vaterlandsliebe, von einem Nationalbewußtsein, das uns Deutsche aller Stände erröten macht.

Ein Heer mit solchen moralischen und körperlichen Eigenschaften muß Außerordentliches leisten und hat es geleistet. Wie erzog Japan dieses Volk, dieses Heer?

Japans Geschichte ist Japans Erziehung. Bis zum Jahre 1871 war Japan ein vollkommener Feudalstaat. Die Daimios, Vasallenfürsten, regierten absolut und wurden anerkannt vom kaiserlichen Hofe, der selbst oft von einem der mächtigsten Daimios als Hausmeier, Shogun, geleitet wurde. Immer schwebte dem Volke als Verkörperung des Vaterlandes der Kaiser aus dem Hause der Temmo vor, das seit 2562 Jahren in Japan herrscht. Das Volk war in zwei Klassen geschieden: die Bushi und Heinin. Die Bushi — der Adel — wurden Minister, Offiziere, Regierungsbeamte. Der Rest des Volkes waren die mindergeachteten Heinin. Diese Bushi hatten einen äußerst schroffen Ehrbegriff, der sich nachher auf das ganze Volk ausdehnte, nur schwer zu kodifizieren ist und nur auf mündlicher Überlieferung beruht. Dem Einfluß dieses Ehrenkodex des Bushido verdankt das japanische Volk seine besten Eigenschaften.

Die Samurais, Offiziere und Krieger aus der Kaste der Bushis, hatten wie erwähnt ein sehr hochgespanntes Ehrgefühl. Als nun allmählich die Kasten durch die staatliche Umwälzung von 1869 bis 1871 umgestoßen wurden, sickerte dieser Geist, dessen Jünger in Japan ihrer außerordentlichen Ehrenhaftigkeit, ihrer unvergleichlichen Tapferkeit, ihres ritterlichen Sinnes und ihrer Vasallentreue wegen das größte Ansehen genossen, durch alle Schichten des Volkes. Der Samurai fand Zutritt in allen Kasten, und der hochgeachtete Geist dieser Kaste, vom Staate geschützt und genährt, durchsetzte allmählich das ganze Volk.

Da der Bushido in Wahrheit auch die moralische Religion Japans in sich birgt — der Shintoismus ist nur eine einseitige Ahnenverehrung —, ist sein Einfluß um so eindringlicher, und seine Lehren sind vom größten Interesse für jeden, der echt japanischen Geist kennen lernen will. Der Hauptgrundsatz des Bushido (den man in neuerer Zeit auch mit Samuraismus bezeichnet), der dabei aber durchaus nicht als geschriebenes Dogma, sondern als sinngemäß angewandter Brauch aufzufassen ist, heißt „größte Scheu gegen alles Unrecht und Gefühl, Recht zu tun“. Hierbei ist jeder sein eigener Richter, das Ehrgefühl muß aufs äußerste gespannt sein, denn die einzige Strafe ist das Ken-chi-siu, das Gefühl der Schande. Oft genug ist es ein von niemand erkanntes Unrecht, vielleicht nur in Gedanken begangen, das im echten Samurai das Ken-chi-siu bis zu dem Grade entstehen läßt, daß er Selbstmord begeht.

„Je reiner des Menschen Gewissen, desto feiner sein Ehrgefühl“, und nach dieser reinsten Ehrenhaftigkeit zu streben ist jedes echten Samurais unablässiges Streben. In diesem Streben lernt er vor allem sich selbst beherrschen im edelsten

Sinne. Er wird ein „Mann ohne ein Ich“. Ein hervorragender Krieger des elften Jahrhunderts hat die Verse hinterlassen:

Bezwinge du zuerst dein eignes Selbst,
Dann deine Freunde, endlich deine Feinde.
Das sind drei Siege und vereint so stark,
Daß sie des Siegers Namen Ruhm verleihn.

Ganz von selbst folgert sich aus diesem Gefühl der Ehre das der Tapferkeit, aber auch hier wieder gilt nicht der wilde sich in dem eignen Zorn betäubende Mut für ehrenhaft, das ist der „Mut bäuerlicher Krieger“, der Mut des Edelmanns darf nicht zur Wildheit werden, sondern muß sich jederzeit vom eignen Willen lenken lassen. Dem Samurai ist keine blinde Wut und aufbrausender Ungestüm gestattet, er muß sich auch hierbei im Zaum haben und darf die Selbstbeherrschung niemals verlieren. Der Bushido sagt hiervon: „Auch im Kampfe muß die moralische Tat rund sein wie eine Kugel.“ Das heißt, sie darf keine Auswüchse haben, wie sie der Kampfeszorn durch sein überschäumendes Toben vielleicht erzeugen würde. Hiermit in engem Zusammenhang steht das Gefühl echter Ritterlichkeit. Es gilt für ehrlos, den Schwachen zu schlagen, den Geächteten zu beschimpfen, den Verwundeten zu bekämpfen, sondern es ist ehrenhaft, diese aufzunehmen und durch Arznei und Pflege zu retten. Der mandschurische Feldzug hat den gefangnen Russen ja diese Betätigung des Bushido aufs deutlichste gezeigt.

Aber nicht nur für Männer gilt dieser herbe Ehrentodex, sondern die Samurairaufen wurden in demselben Geiste erzogen. Sie genossen eine fast ebenso abgehärtete spartanische Erziehung und lernten mit Schwert und Speer umzugehen, ja selbst im Harakiri wurden sie unterwiesen, damit sie „durch den Tod der Schande auszuweichen vermochten“. Die heroische Gesinnung der japanischen Mutter trat in ihrer vollen Größe im letzten Feldzuge zutage. Die herbe Trauer um die zahllosen Opfer der mörderischen Schlachten wurde in Stille getragen und blieb in den Herzen verschlossen. Dem Fremden wurde nirgends in Japan bemerklich, daß der Feldzug so zahlreiche und schmerzliche Lücken in die Familien gerissen hatte, und kam gelegentlich das Gespräch auf den Tod des Verwandten, so war der Ton zwar schmerzlich aber auch stolz auf die dadurch der ganzen Familie gewordne Ehre.

„Stirb tapfer und ritterlich!“ lautete der Abschiedsgruß der japanischen Mutter an den Krieger, der in den letzten opfervollen mandschurischen Krieg zog, und mit stolzer Ergebung ertrug sie die Nachricht von dem Schlachtentode. Solche Mütter mußten ein Volk von Tapfern erziehen, und die Erfolge des Krieges dürfen nicht zuletzt mit auf ihre Rechnung zu setzen sein.

Der letzte Ausdruck der Auffassung des Ehrgefühls des Samuraismus gipfelt in dem Harakiri, nebenbei bemerkt, einem in Japan ungebräuchlichen Wort; das Bauchaufschlitzen wird dort mit Seppuku oder Kappuku bezeichnet. So unästhetisch und unmoralisch uns dieser Selbstmord zunächst scheint, so

wird er verständlich, wenn wir uns in den Gedankengang des Samurais über Ehrverletzung hineinversetzen. Der Japaner verlegt wie die Griechen den Sitz des Lebens in die Bauchhöhle und will dieses mit Sicherheit treffen. Nun ist diese Zeremonie des Selbstmordes gar nicht so einfach, sondern recht umständlich und sehr schmerzhaft, sie kann nur bei voller Überlegung ausgeführt werden, das will der Samurai gerade, denn nur dadurch kann er den größten Mut und die äußerste Selbstbeherrschung beweisen; man soll sich eben nicht mit einer Pille Arsenik oder einer Pistolenkugel „aus dem Leben stehlen“, sondern jeder Schritt des Unternehmens soll von klarem Bewußtsein zeugen: Selbstbeherrschung in der höchsten Potenz, das ist die Vollendung der Ehrenanschauung.

Seppuku beging der edle Japaner, um ein Vergehen zu sühnen, auch konnte früher der Gerichtshof darauf erkennen. Aber auch der unschuldig Angeklagte beging oft Selbstmord, um zu zeigen, wie verächtlich ihm jenes Ding, um das man ihn beschuldigt, war, wie wenig er das Leben, wie hoch er seine Ehre einschätzte. Der umständliche „Tod auf der Matte“ wurde dann auch dem auf dem Schlachtfelde nahezu gleichgestellt. Es hieß von dem Entlebten: „Er hat nichts vermieden, was der Mut erfordert.“ Wenn man von diesem Standpunkt aus die Selbstentleibung betrachtet, so wird man volles Verständnis dafür gewinnen können und ihr die Zubilligung einer heroischen Großartigkeit der Anschauung von Leben und Ehre nicht versagen können. Nach diesen Grundsätzen erzog Japan sein Volk und sein Heer. Die Samurais trugen diese Auffassung in das ganze gebildete Volk, und mit staatsmännischer Weisheit gab die Erziehung in Haus und Schule die breite Grundlage, in der echte Soldatentugend, Liebe zum Kampf, Todesverachtung, Treue zum Vaterland und Nationalstolz wurzeln konnten.

Immer und immer werden ritterliche Taten der Sage und der Geschichte, an denen Japan so unendlich reich ist, als nachahmenswerte Vorbilder für die jüngste wie auch für die heranwachsende Jugend hingestellt. Hier als Beispiel eine für viele, ist die Geschichte der 47 Ronins*) (Ronin = verlumptes, ehreloses Gesindel). Ein kleiner Fürst Asano Nagaroni wurde bei einer Audienz am kaiserlichen Hofe von dem Höfling Yoshihide beleidigt und zog das Schwert. Wegen dieses Vergehens gegen die Hofetikette zum Tode verurteilt, mußte er sich selbst entleiben. Die 47 Samurais dieses Fürsten mußten dem Bushido gemäß den Tod ihres Fürsten rächen, sonst wären sie in den Augen ganz Japans ehrelose Schurken gewesen. Diese Rache war nicht leicht, denn Yoshihide kannte natürlich die Sitte und den Fanatismus der Zweischwertemänner, die keine Furcht vor Strafe, Wunden oder Tod von ihrem Vorhaben abgebracht hätte.

*) Nach Hugo v. d. Bergh.

Yoshihide blieb in seiner unbezwinglichen Burg geschützt von einem zahlreichen Kriegsvolk, und die Rachegeanken der Samurais schienen völlig aussichtslos. Die 47 zerstreuten sich, ergaben sich dem Trunk, dem Spiel und sanken auf die Stufe der Ronins, sie lebten von Bettel und Diebstahl. Sie ließen allen Spott und Hohn auf sich sitzen, zumal der Älteste und Anführer der 47, der eines Tages von einem Samurai wegen dieser unerhörten Schlawheit und Schamlosigkeit aufs ärgste beschimpft wurde. Stumpfsinnig wurde er angehört, obgleich solche Beleidigung nur durch Blut gesühnt werden konnte. Zwei Jahre lang trieben sie sich so im Lande herum, allmählich glaubte der vorsichtige Yoshihide von dem verlumpten Gesindel nichts mehr befürchten zu dürfen, er vernachlässigte seine anfänglichen Vorsichtsmaßregeln, seine Leibwache wurde nachlässiger, da trat das Unerwartete ein. Die 47 Samurais hatten sich auf die Mauer gelegt, überwältigten die Schloßbesatzung und legten Yoshihides Kopf als Sühne auf das Grab ihres Herrn.

Dann entleibten sie sich sämtlich, um nicht als Mörder dem Gericht zu verfallen; diese Grabstätte ist noch heute an ihrem Todestage geschmückt als Denkstätte des Edelsinns und der Vasallentreue. Es sind aber nicht nur 47 sondern 48 Gräber; jener fremde Samurai, der einst die Ronins wegen ihrer Schurkenhaftigkeit beschimpft hatte, fühlte sich durch seine falschen Anschuldigungen gegen Edelleute so entehrt, daß auch er an ihrem frischen Grabe Selbstmord beging. Was für eine Fülle von Mannesmut, Treue, Entfagung liegt in dieser historisch verbürgten Begebenheit, zumal wenn man sich in den hochgespannten Ehrbegriff eines japanischen Edelmanns zu versetzen sucht.

Mit solchen Geschichten wächst die japanische Jugend auf. Solche Helden sind ihre Vorbilder. Natürlich können christliche Staaten ihre Jugend nicht in solchen rachedurstigen Idealen aufziehen; aber kaltes Blut und Schneid liegt in dieser wie in allen andern japanischen Heldengeschichten. Wie jämmerlich benehmen sich hiergegen die Helden der griechischen Mythologie, mit denen unsre deutsche Jugend in ihren dem Idealen zugänglichsten Jahren abgespeist wird.

Roms Jugend hörte von Horatius Cocles, Mucius Scävola, den Horatiern und Curiatern. Als diese Jugend heranwuchs, eroberte sie die ganze bekannte Welt! Warum vernachlässigt man unsre urkräftige germanische Sagenwelt, unsre kernige vaterländische Geschichte gerade bei der Bildung unsrer Jugend, die bestimmt ist, den Führer des Volks zu berufen? Warum greifen sie zum Indianerschmöker, zum Detektivroman oder den demoralisierenden Gehirngespinnsten perverfer Naturen wie Oskar Wilde. Der Japaner ist viel zu stolz, solch ausländisches Zeug zu lesen, und wir Deutschen?

So ist Japans Volksgeist erfüllt von hohen Anschauungen von Ehre, Pflicht, Mut und Vaterlandsliebe; ein unbändiges Nationalbewußtsein, dem

des Engländer's noch überlegen, trägt dazu bei, auf seine eigne Kraft mit größtem Selbstvertrauen zu blicken.

Neben der moralischen Erziehung behauptet aber die Stählung des Körpers ihr vollstes Recht. Der Japaner ist trefflich geübt in den ritterlichen Leibesübungen, und wie jeder Engländer so ist auch jeder Japaner in sportlichem Denken erzogen und bringt diesen körperlichen Leistungen das größte Verständnis und die größte Teilnahme entgegen; hier sind es nicht wie in England hauptsächlich die Pferderennen und Fußballkämpfe, sondern der Kampf mit zwei Schwertern, mit einem Schwert, Lanze und Dolch sowie Ringkämpfe.

Solche körperliche Übungen, vor allem der das größte Geschick erfordernde und dafür am höchsten geschätzte, in allen Kreisen gepflegte Zweischwerterkampf*), erhalten den Körper geschmeidig, schärfen den Blick für Angriff und Blöße des Gegners, für eignen Vorstoß und Abwehr. Immer wird aber dabei der Hauptwert auf ein vornehmes Handeln gelegt, sich hinreißen zu lassen, würde als schimpflich angesehen werden, und das ist insolgedessen auch völlig ausgeschlossen. Keine wüste Prügelei darf dabei herauskommen, sondern es muß immer ein ritterlicher Kampf bleiben, worum es sich auch handeln mag. Überall im Lande sind die sogenannten Rittervereine, denen sich jung und alt, reich und arm, vornehm und gering anschließt. Sie stehn unter dem Schutz der Besten des Landes und sind die vorzüglichsten Pflegestätten dieser den Körper und den Geist stählenden Kampfspiele.

Und gerade darin liegt ein Hauptzug japanischer Tüchtigkeit, daß jedermann und alle Stände an solchem Sport den größten Anteil nehmen und nicht wie bei uns Deutschen die körperliche Leistung und ihre Wertung nur wenigen überläßt, für die sich auch nur eine weniger zahlreiche Masse interessiert; es spricht sich dies am deutlichsten aus auf den alle Volksklassen vereinigenden Nationalfesten. Kein Alkohol, kein wüster Lärm mit Blechmusik und Pauke. Ernst und bedächtig ziehen die kleinen geschmeidigen Kämpfer zum Festplatz. Der Kampf ist schwer, denn wohlgeübt ist der Gegner, nur Meister der körperlichen Übungen, des Schwerterkampfes dürfen sich da messen, wo jedermann im Volke und unter den Zuschauern selbst ein durchgebildeter Kämpfer ist und dem Wettstreit mit der schärfsten Aufmerksamkeit und dem vollsten Verständnis folgt.

Um so größer ist die Begeisterung, um so höher der Ruhm, der dem Sieger zuteil wird. Er wird nicht in Festreden zwischen Fisch und Braten gefeiert, aber das Volk nennt ihn als einen ihrer Besten, und die Jugend erzählt von ihm mit stiller Bewunderung und erfüllt von dem glühenden

*) Bezeichnend ist, daß die Schwertfegerei noch heute in Japan im größten Ansehen steht und noch heute vom höchsten Adel ausgeübt wird, wie es auch in den germanischen Sagen von unsern Altvordern berichtet wird.

Wunsch, zu werden ein Held wie jener. Still und bescheiden zieht der Sieger im heißen Kampfe heimwärts. Die Ehre allein genügt ihm als einziger Lohn.

Wie anders ist ein Volksfest bei uns, sagen wir mal das Turnfest, das doch seinem idealen Streben nach gewiß Ähnlichkeit mit solchen japanischen Feiern haben müßte. Zunächst ist schon am Abend vorher Begrüßung der Gäste mit energischem Humpenschwingen; der Festtag selber wird eingeleitet durch einen „solehnen“ Frühschoppen, der die Grundlage für die Tagesstimmung gibt, dann erfolgt ein Umzug: Frack, weiße Binde, Zylinder ist die deutsche männliche Festuniform, einige Turner folgen. Nun kommt das Festessen, dessen Hauptbestandteil die Festreden sind, mit denen sich die verschiedenen Vertreter gegenseitig als Hauptstützen des Vaterlandes preisen.

Die stark rotweinköpfigen Schiedsrichter sehen nun das Wettturnen an, es wird damit von vielen meist mehr als eine unangenehme Last denn als Hauptfeier des Tages betrachtet, die man möglichst rasch erledigt, denn nun geht's zum Kommerz, der die Feier würdig abschließt. Saurer Hering und Selterwasser sind am nächsten Tage begehrte Genußmittel.

Was bleibt da übrig? Das Gute, was an körperlicher und geistiger Spannkraft von wenigen gezeigt wurde, es wird ertränkt in dem Alkoholgenuß und dem Festesrausch der großen Menge. Nicht eine Zunahme der Volkskraft bedeutet solches Fest, sondern eine Schädigung in körperlicher, moralischer und materieller Beziehung, plump sinnliche Genüsse, Massenvertilgung von Alkohol, falsche Eitelkeit, das sind die Kennzeichen unsrer meisten Volksfeste, auch solcher, deren einziger Zweck in der Hebung idealer Güter zu liegen scheint und liegen müßte.

Die Bekung und Hebung solcher Werte liegt bei uns noch ganz im argen, und nur ein Mittel gibt es dagegen: Pflege des Sports, das heißt ritterlicher Übung des Körpers und damit gleichzeitige Rückkehr zur ewig jungen und verjüngenden Natur.



Ein Hochzeitschwank Friedrichs des Großen

Von Prof. Dr. G. Peifer in Posen



einer seiner Freunde hat dem Herzen Friedrichs des Großen so nahe gestanden wie der Kurländer Dietrich von Keyserlingk. Mit rascher und lebhafter Auffassungskraft begabt, hatte er sich schon auf dem Gymnasium zu Königsberg unter seinen Mitschülern ganz besonders hervorgetan. Durch vier Reden in deutscher, lateinischer, griechischer und französischer Sprache, die er an einem Tage hielt, verschaffte er sich siebzehnjährig den Zugang zur Universität. Mit glühendem Eifer warf